

GILLIAN  
BEST

Martha  
und das  
Meer

ROMAN

Aus dem Englischen  
von Claudia Feldmann

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »The Last Wave«  
bei Freight Books, Glasgow, sowie bei House of Anansi Press, Toronto.



Canada Council    Conseil des arts  
for the Arts      du Canada

Wir danken dem Canada Council for the Arts für seine Unterstützung.  
We acknowledge the support of the Canada Council for the Arts.  
Nous remercions le Conseil des arts du Canada de son soutien.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**



Deutsche Erstausgabe Mai 2019

Droemer Taschenbuch

© 2017 Gillian Best

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der

Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Laura Lichtblau

Das Zitat auf S. 60 stammt aus der Lutherbibel, revidierter Text 1984,  
durchgesehene Ausgabe, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Coverabbildung: iStockphoto / bellanatella; shutterstock / Sooa

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30713-7

*Für Mom, Dave und Kerri –  
die besten Bests*

*Und für den Künstler Richard Stone,  
der einen Roman in sein Bild gepackt  
und den ersten Entwurf auf Raten gelesen hat*



# Die letzte Welle

*JOHN, 2014*

Ich streckte die Hand nach meiner Frau aus, berührte die Stelle, wo ihre Schulter hätte sein sollen. Dann vergrub ich mein Gesicht in ihrem Kopfkissen und spürte, wie ein paar Sandkörner meine Wangen streiften. Ihr Körper war nicht da, aber ich konnte trotzdem genau sagen, wo ihre Hüften liegen sollten.

Ich wusste nicht, wo sie war, aber es war nicht schwer zu erraten. Schließlich hatte sie immer lieber in den Wellen gelegen.

Meine geistigen Schnappschüsse von ihr waren voller Wasser. Ihr Haar war nie trocken, über den Heizkörpern hingen immer nasse Handtücher, und nachdem sie schwimmen war, tropfte ihre Nase noch ungefähr eine Stunde lang, als versuchte das Meerwasser, an seinen angestammten Platz zurückzukehren.

Die Schwimmanzüge – alle dunkel und praktisch –, die Badekappen und das Wollfett, das sie benutzte, damit die Haut sich nicht aufscheuerte, folgten ihr überallhin. Sie schwamm immer nur im Meer, nie im Schwimmbad und nie in geheiztem Wasser. Das Meer ist lebendig und weit, ein Schwimmbad tot und beengend. Das Meer ist Freiheit. In einem Schwimmbad ist nichts: keine Strömung, keine Gezeiten, keine Wellen und vor allem keine Geschichte. Schwimmbäder sind antiseptisch und kalt in ihrer Perfektion. Scheußlich.

Sie schwamm bei jeder Gelegenheit, bei jedem Wetter und jeder Temperatur. An den kältesten Tagen machte ich mir Sorgen, dass sie zu lange im Meer blieb, denn einmal hatte eine Unterkühlung sie gezwungen, an Land zurückzukehren. Im tiefsten Winter, wenn es wirklich zu kalt war, saß sie, um nicht verrückt zu werden, zitternd am Strand und blickte auf die schäumenden Wellen, voller Sehnsucht, in sie einzutauchen.

Sie sagte oft: Das Meer ist schon immer hier gewesen. Es hat alles gesehen.

»Martha«, rief ich.

Unten in der Küche stapelte sich schmutziges Geschirr, überall lagen Krümel, und ich dachte bei mir, dass das selbst für ihre Verhältnisse ein bisschen viel war. Ihre Liebe zum Wasser hielt sie normalerweise nicht davon ab, das Haus in Ordnung zu halten. Als ich das Geschirr in die Spüle räumte und die Krümel mit der Hand auf den Boden fegte, kam Webb angehumpelt. Das Fenster stand offen, und es wehte ein kräftiger Wind. Die geblühten Vorhänge flatterten wie die Flaggen der Rettungsschwimmer im Sommer am Strand und konnten jeden Moment die Muscheln von der Fensterbank fegen.

Webb stupste mit dem Kopf gegen mein Bein, und ich tätschelte ihn. »Guter Junge.«

»Wir verpassen die Flut«, sagte ich zu der geschlossenen Badezimmertür.

Webb bellte, und ich gab ihm ein übrig gebliebenes Stück Toast von der Arbeitsfläche, das er gierig hinunterschlang. Er grinste mich an, und Sabber troff ihm aus dem Maul.

»Beeil dich, Martha«, sagte ich. »Sonst hast du keine Zeit mehr zu frühstücken.« Ich wartete an der Tür auf eine Antwort, doch es kam keine, und so suchte ich im Küchenschrank nach dem Porridge, das sie jeden Morgen aß. Ich konnte es nicht finden.

Wieder kam ein Windstoß herein, und als ich mich umdrehte, sah ich auf dem obersten Regal die alte Teedose, in der ich meinen Tabak aufbewahrte. Ich nahm sie herunter, und gerade als ich das Papier zusammenrollen wollte, fegte erneut der Wind durch die Küche, und die halb fertige Zigarette flog zu Boden. Webb schnüffelte neugierig daran.

»Nein«, sagte ich und schob sein Maul mit dem Fuß weg. »Böser Hund.« Doch er ließ nicht locker, und ich musste ihn energischer wegschieben. Er verlor das Gleichgewicht, stürzte mit einem Jaulen zu Boden, und ich kam mir vor wie ein Ungeheuer. Er war älter als ich und noch wackeliger auf den Beinen, weil ihm eins fehlte.

Ich hob die Zigarette auf und versuchte erneut, sie zu rollen, doch es war mühsam; meine Finger waren nicht mehr so gelenkig wie früher.

»Martha, wir verpassen die Flut«, rief ich noch einmal zur geschlossenen Badezimmertür.

Es war Anfang September, aber das Wetter sah eher nach November aus; der Himmel war trüb wie Hochzeitssilber, das seit Jahren nicht mehr benutzt worden war.

Als ich zum Rauchen in den Vorgarten trat, sah ich unseren Nachbarn Henry. Furchtbar neugierig, der Kerl. Er winkte, aber ich reagierte nicht darauf. Martha würde das unhöflich finden, aber ich hatte keine Lust, mit ihm zu reden. Er stellte zu viele Fragen, und ich hatte nicht die Absicht, auch nur eine davon zu beantworten.

Ich gab das mit der Zigarette auf und ging nach oben ins Schlafzimmer, wo Martha vermutlich ihre Schwimmsachen zusammensuchte. Doch sie war nicht da.

Als ich am Fenster vorbeikam, sah ich, dass die Eingangspforte offen stand. War sie eben nicht noch geschlossen gewesen? Ich lief nach unten, um nach Martha zu suchen. Da bemerkte ich, dass ich meine Hausschuhe anhatte und es regelrecht schüttete.

Wer ging denn an so einem Tag schwimmen?

Martha.

Aber sie war nirgends zu sehen. Ich schlurfte bis zur Pforte und spähte durch den Regen die Straße hinunter bis zur Kurve; das war der Weg, den sie immer nahm, wenn sie zum Meer wollte.

Henry rief mir von seinem Fenster aus etwas zu, und ich fragte: »Haben Sie Martha gesehen?«

Er antwortete, aber die Worte drangen nicht bis zu meinen Ohren durch, da der prasselnde Regen und der Dunst seine Stimme dämpften. Mittlerweile klingen die meisten Dinge, als befände ich mich unter Wasser.

Gut, würde Martha sagen. So sollte ich auch klingen.

Henry tauchte in der Haustür auf, den Kragen seiner Trainingsjacke hochgeschlagen. »John«, sagte er. »Ist alles in Ordnung?«

Ich machte mir Sorgen um ihn: keine Frau, keine Kinder, ein Mann in den besten Jahren, der ganz allein lebte. Sein ständiger Drang zu helfen hatte etwas Abstoßendes. Henry war der Typ von Mann, der beim Tanken in der Seitenscheibe überprüfte, ob seine

Frisur noch saß. Entweder stand er kurz vor der Midlife-Crisis, oder er war schon mittendrin.

»Alles bestens«, sagte ich und verschwand eilig wieder im Haus. Er hatte die Angewohnheit, sich auf eine Tasse Tee einzuladen, und obwohl ich Unhöflichkeit nicht schätzte, hatte ich keine Lust, mich mit ihm zu befassen.

»Martha?«, rief ich. »Liebling?« Ich öffnete die Badezimmertür. Dann ging ich nach oben. »Liebste?«

Doch sie war nicht da. Auf der weißen Bettdecke waren ihre Kleider ausgebreitet: ein schwarzes mit langen Ärmeln, ein dunkelblaues mit weitem Rock und ein grünes aus Tweed. Ich konnte sie mir in keinem davon vorstellen; so etwas trug sie normalerweise nie. Sie waren nicht praktisch.

Ich hörte ein Klopfen an der Haustür und stellte mir vor, wie Martha auf der Schwelle stand, verlegen zugab, dass sie ihren Schlüssel vergessen hatte, und sich dafür entschuldigte, dass sie ohne mich und Webb losgezogen war. Hoffentlich bedauerte sie es, dass sie sich ein klein wenig mehr Zeit im Meer gestohlen hatte, indem sie ohne uns gegangen war.

Doch als ich mich aus dem Fenster lehnte, sah ich, dass es Henry war. Rasch zog ich den Kopf wieder ein.

»John«, rief er. »Machen Sie auf.«

Ich knallte das Fenster zu und schloss den Vorhang, in der Hoffnung, dass Henry den Wink verstehen würde. Mir war noch nie jemand begegnet, der so aufdringlich war. Wie hatte Martha es geschafft, sich an ihm vorbeizuschleichen? Wenn er sie gesehen hätte, hätte sie sich verpflichtet gefühlt, ihn hereinzubitten, und dann säßen sie immer noch in der Küche, und Henry würde über die Löcher in seinem Dach plappern oder über Füchse oder Biber.

Die Scharniere unserer Haustür quietschen auf eine ganz bestimmte Weise, und zwar schon seit dem Tag, an dem wir das Haus gekauft haben. Dieses Geräusch würde ich überall und jederzeit erkennen.

»John«, rief er, nun aus dem Innern unseres Hauses.

»Gehen Sie«, rief ich.



Henrys Schritte auf der Treppe klangen selbstsicher, als sei er überzeugt, er habe das Recht zu tun, was immer er wollte, und sich in unserem Haus zu bewegen, als gehöre es ihm.

»Was ist los?« Er stand auf der Schwelle, wo die Dielen im Flur auf den taubengrauen Teppich unseres Schlafzimmers trafen, die eine Hand in der Hosentasche, die andere am Türrahmen. Eine Pose, wie man sie vielleicht im Pub einnahm, wenn man lässig wirken wollte.

Ich kehrte ihm den Rücken zu. »Dringen Sie immer einfach so bei anderen Leuten ein?«

»John«, sagte er.

Ich wandte mich ihm zu, dabei fiel mein Blick auf den Schrank, und da sah ich ihn: den Koffer, den ich bei ihren Durchquerungen immer dabei gehabt hatte. Er war nicht da, wo er hingehörte. Ich bewahrte ihn eigentlich unten auf, neben ihrer Schwimm Tasche. Martha musste ihn bei einer ihrer Aufräumaktionen hierhin gestellt haben.

Ich nahm ihn hoch und strich über das abgenutzte Leder, spröde und rissig vom häufigen Kontakt mit Salzwasser. Er war nur so groß wie eine Aktentasche und weich, ohne harte Kanten. Und obwohl die Schnallen ihren Glanz verloren hatten und sich in einer Ecke ein Loch zu bilden begann, war er perfekt. Manche Dinge werden mit dem Alter immer besser, ihre Geschichte überlagert den Glanz frisch gekaufter Schönheit.

Ich öffnete ihn, um mich zu vergewissern, dass alles an Ort und Stelle war: das Glas mit den Kieselsteinen, die Land- und Seekarten, die Dose mit dem Fett. Eine Thermosflasche für Hühnerbrühe und ein Päckchen altbackener Kekse. Hätte Henry nicht neugierig hinter mir gestanden, hätte ich das Kieselsteinglas aufgemacht. Der Geruch des Meeres ist hartnäckig, er dringt in alles ein, was mit ihm in Berührung kommt, sogar in Stein, und an den Tagen, an denen sie gerne hineingegangen wäre, aber nicht konnte, brachte sein Geruch sie dorthin. Wenn sie den Duft einatmete, schloss sie immer die Augen.

»Webb«, rief ich und schob mich an Henry vorbei. Ich ging nach

unten, der Hund kam in die Küche, und um den Anschein zu wahren, befestigte ich ein Stück Seil an seinem Halsband.

Als ich Henry die Treppe herunterkommen hörte, beeilte ich mich. Den Koffer in der einen Hand, die »Leine« in der anderen, stieß ich die Tür auf und steuerte auf die Pforte zu. Doch er folgte mir.

»Bitte, John, Sie werden es bereuen.«

Ich drehte mich halb um und sah ihn fragend an, doch er gab keine Erklärung dazu ab. Webb und ich setzten uns wieder in Bewegung.

Als wir durch die Pforte gehen wollten, legte er mir die Hand auf die Schulter.

»Fassen Sie mich nicht an! Wir kommen ohnehin schon zu spät.«

»Zu spät wofür, John?«

Jeden Tag dasselbe. Wo wollen Sie hin? Was machen Sie da? Wollen Sie zum Abendessen rüberkommen? Wie wär's nachher mit einem Tee? Brauchen Sie Hilfe? Und er schnüffelte auch dauernd herum, in den Schränken und im Kühlschrank. Er dachte wohl, ich merke es nicht.

»Heute ist ein Trainingstag«, sagte ich.

»Was denn für ein Training?«

Es war, als spräche man mit einem Dreijährigen.

»Es regnet«, sagte er. »Wollen Sie heute nicht lieber aussetzen?«

Ich stand im Regen, also wusste ich, dass es regnete. Er schien mich für einen Idioten zu halten.

»Ich muss los«, sagte ich und bog auf den Gehweg ab. »Will sie nicht warten lassen.«

Ich stellte sie mir im Meer vor: starke Arme, die durch das Wasser kraulten, die Ellbogen hoch erhoben, und in regelmäßigen Abständen ihr Gesicht mit der Schwimmbrille, wenn sie den Kopf zum Atmen drehte, während sie parallel zum Ufer schwamm. Das war besser, als wenn sie hinausschwamm, weil ich dann in gewisser Weise mit ihr gehen konnte. Ich war ihr Leuchtturm, aber ich war weniger dazu da, sie vor Gefahren zu schützen, als dazu, sie zurück an Land zu locken.

»John, ich glaube, Sie sollten besser nicht gehen.«

Ich drehte mich zu ihm um. »Um ehrlich zu sein, Henry, interessiert es mich nicht die Bohne, was Sie glauben.«

Wieder legte er mir die Hand auf die Schulter, fest diesmal. »Sie ist nicht da.«

»Woher wollen Sie das wissen? Können Sie jetzt plötzlich hellsehen?«

»Warum kommen Sie nicht zu mir? Ich mache uns ein Feuer, und es ist noch ein bisschen von dem Kuchen da, den meine Schwester mir am Wochenende mitgebracht hat.«

»Wie reizend«, sagte ich zähneknirschend.

»John, Martha ist gestorben.«

Trotz der Regentropfen auf meiner Brille sah ich das Mitgefühl auf seinem Gesicht. »Wie können Sie so etwas sagen!«

Ich zerrte an Webbs improvisierter Leine, und wir setzten uns wieder in Bewegung. Henrys Rufe gingen im Regen unter.

Als wir am Meer ankamen, fielen mir zwei Dinge auf: dass der Wind ablandig war, was bedeutete, dass Martha nicht nur gegen die Strömung ankämpfen musste, sondern auch gegen den Wind, und dass ich immer noch meine Hausschuhe anhatte. Ich hielt Ausschau nach ihrer gelben Badekappe.

Obwohl es erst Nachmittag war, sah es aus, als hätte bereits die Dämmerung eingesetzt, aber das machte nichts. Martha schwamm sogar lieber, wenn der Himmel bedeckt war. Die Sonne verwandelte das Wasser in einen Spiegel. Ich will unter die Oberfläche sehen, sagte sie. Ich will wissen, womit ich es zu tun habe.

Schon seit wir jung waren, sah ich oft zu, wie sie im Schaum und in den Wellen verschwand, aus denen sie zwei oder mehr Stunden später wieder auftauchte, vollkommen erschöpft. Ich legte die Arme um sie, wir setzten uns auf den Kiesstrand, und sie nannte mir ihre Zahlen: in der ersten halben Stunde bei jedem fünften Zug atmen, in der zweiten halben Stunde bei jedem dritten, dann zwanzig Minuten Brustschwimmen. Es war genau berechnet und wiederholte sich ständig. Sie sagte, das endlose Zählen sei meditativ. Eins, zwei, drei, atmen. Beinschlag, Armzug, gleiten, atmen. Konzentration. Nicht

daran denken, wie kalt es ist, wie weit es noch ist, wie die Arme schmerzen oder wie das Salz brennt. Einfach schwimmen.

Es war schwer zuzusehen, wie sie da draußen war, hin- und hergeworfen von den Wellen, die sich über ihr brachen. Ich wollte sie bei mir an Land haben, aber ich wusste, wenn ich das versuchte, würde ich sie erst recht ins Meer treiben. Stattdessen freute ich mich auf den Moment, wenn sie aus dem Wasser kam, genoss es zuzusehen, wie ihre Gestalt sich aus den Wellen erhob und direkt auf mich zukam. Und ohne ihre Schwimmbenteuer hätte ich nicht das Vergnügen gehabt, sie in meine Arme zu schließen, wenn sie sich an mich lehnte und ihre Haare mich durchnässten. Ich war froh, dass ich zumindest dabei sein durfte, eine Aufgabe hatte. Ich gab ihr zurück, was das Meer ihr nahm, ihre Wärme und ihre Kraft.

Die Kieselsteine am Strand waren kalt und hart; der Regen ebenso. Es war niemand zu sehen außer ein paar Heranwachsenden, die auf halber Strecke unter einem Felsvorsprung hockten; mit Anoraks, Getränkedosen und blecherner Musik, die vom Regen gedämpft wurde.

Ich setzte mich auf die Steine und versuchte herauszufinden, wo Martha sein konnte. Webb lief bellend im Kreis um mich herum.

»Aus!«, sagte ich. Normalerweise machte er so etwas nicht.

Ich sah zu den Jugendlichen hinüber, und irgendetwas an der Szenerie kam mir vertraut vor. Ich hatte das Gefühl, dass ich schon mal hier gewesen war, mit einer Gruppe von Leuten, aber vielleicht näher am Pier. Ich spürte ein Echo – keine richtige Erinnerung – von fürchterlichem Wetter, Marmite und Käse.

Die Bewegung des Meeres hatte etwas Beruhigendes, obwohl der Wind die Wellenkämme zu Sprühregen zerstäubte, und ich dachte, vielleicht war das der Grund, warum ich sie nicht sehen konnte, vielleicht verbarg das Wasser sie, versteckte sie vor mir. Ich musterte den Horizont, schaute mit offenen Augen und ohne zu blinzeln Richtung Frankreich, doch sie war nicht da.

Aber wenn sie nicht hier war und auch nicht zu Hause, wo war sie dann? Das waren ihre Orte. Man konnte sich darauf verlassen, dass

sie sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt an einem von beiden befand. Es sah ihr nicht ähnlich, das Schwimmen ausfallen zu lassen oder gar zu verschwinden.

Ich stand auf und ging zu den jungen Leuten, suchte dabei aber weiter. Was, wenn ihr etwas zugestoßen war? Wenn sie sich überschätzt hatte? Oder die Bedingungen unterschätzt? Was, wenn sie Hilfe brauchte?

»Habt ihr sie gesehen?«, rief ich. »Meine Frau Martha? War sie hier?«

Ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren kam mir entgegen und lächelte, als würde sie mich kennen.

»Sie schon wieder?«

»Hast du sie gesehen? Kinnlanges Haar, ungefähr eins siebzig groß. Gelbe Badekappe.«

Sie blickte zu Boden. »Nein, heute nicht.«

»Das ist unmöglich. Sie muss hier sein.«

»Sind Sie sicher?«

»Warum wäre ich sonst hierhergekommen?«

Sie nahm ihre Kapuze ab, als würde sie etwas suchen, aber ich wusste nicht, was. »Ich habe Sie hier schon öfter gesehen.«

»Martha kommt jeden Tag hierher. Anfang September versucht sie wieder die Kanaldurchquerung.«

»Es ist schon fast November«, sagte sie.

Ich blickte Richtung Land. Die Stelle, wo die Zuschauer stehen, ist ein mit verfilztem Gras bewachsener Vorsprung. Ich hatte noch nie Anlass, dort zu stehen, denn wenn Martha schwamm, war ich im Begleitboot, aber ich konnte mir vorstellen, wie der Ausblick von dort oben war, beziehungsweise wie es war, dort zu stehen.

Und dann saß ich zu Hause mit den drei ausgebreiteten Kleidern, und es war jemand bei mir in unserem Schlafzimmer. Vielleicht unsere Tochter. Ich blinzelte, und ich stand im Regen und hörte zu, wie Henry etwas sagte. Alles war ein Durcheinander aus jetzt und damals, vorher und nachher, Vergangenheit und Gegenwart.

Die Kieselsteine taten mir weh, als ich in meinen Hausschuhen darüberschlurfte, und meine Zehen waren taub vor Kälte. Da wusste

ich, wo sie war. Ich fiel auf meine Knie und klappte den Koffer auf. Alles, was Martha ausmachte, war da: das Fett, die Ohrstöpsel, die Badekappen, ihre alte Schwimmbrille und die Kieselsteine. Ich zählte sie, es waren zehn. Einer für jeden Versuch.

Ich betrachtete sie in meiner Hand, und sie sahen genauso aus wie die, auf denen ich kniete, rostfarben mit weißen und schiefergrauen Einsprengseln. Ich strich mit dem Finger darüber, und da sprang Webb aus dem Wasser und lief auf mich zu.

Sein Fell, das dieselbe Farbe hatte wie einige der Steine, war klatschnass, und als er sich schüttelte, spritzte sandiges Wasser in alle Richtungen. Ich schob ihn weg, sobald er versuchte, mir das Gesicht abzulecken, aber er spürte, das etwas nicht stimmte, und stupste mich immer wieder an, bis mir die Steine aus der Hand fielen.

Ich brüllte ihn an und versuchte, die richtigen wieder aufzuheben, aber es war unmöglich zu erkennen, welche ihre waren und welche nicht.

Ich schaute in den Koffer. Das war alles, was von ihr noch übrig war. Alles und nichts. Webb bellte mir vom Flutsaum aus zu, und mit dem Koffer in der Hand jagte ich ihn ins Meer. Es war der einzige Ort, wo wir sie finden, wo wir bei ihr sein konnten.

Das Wasser war so kalt, dass es brannte. Das Meer war in Bewegung. Es ist lebendig, hatte sie oft gesagt. Lebendiger als jeder von uns.

Es war beunruhigend. Der steinige Boden veränderte sich mit jeder Welle, und die Strömung zog mich vor und zurück, bis ich das Gleichgewicht verlor und ins Wasser fiel. Ich zappelte mit Armen und Beinen, um wieder hochzukommen, und bei dem Versuch, den Kopf aus dem Wasser zu kriegen, glitt mir der Koffer aus der Hand. Ich schrie auf, als ich ihn davonschwimmen sah.

Ich schnappte nach Luft, atmete stattdessen jedoch Wasser ein. Ich konnte nicht schwimmen. Es war töricht, so nah am Meer zu leben und es nicht zu lernen, aber was das anging, war ich abergläubisch: Damit sie gut schwimmen konnte, durfte ich es nicht können.

Es fühlte sich an, als würde das Meer mich zu ihr bringen, wenn

ich es zuließ, doch dann schlangen sich Arme um mich, und ich hörte Gebell. Ich wurde ans Ufer gezogen, und sobald ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, setzte ich mich hin, den Kopf zwischen die Knie, und hustete, keuchte, spuckte Wasser. Das Mädchen setzte sich neben mich, völlig durchnässt.

»Was soll das werden?«, fragte sie. »Wollen Sie sich umbringen?«

Ich sah, wie sie nach dem Koffer schaute.

»Lass nur. Er gehört ihr.«

»Wem?«, fragte sie. »Da draußen ist niemand.«

»O doch.«

Ich wandte mich zu dem Vorsprung um, und ein paar Erinnerungen kamen zurück. Sie hatte um eine Seebestattung gebeten, und ich hatte es ihr versprochen. Ich sah meine Tochter oder meinen Sohn, und jemand sagte etwas von Gefahr, von Herumirren, von verdammt knapp.

Ich hatte ihre Asche in die Wellen gestreut, schimmernd wie Makrelenschuppen.

Das Mädchen saß rechts von mir, Webb ließ sich zu meinen Füßen nieder, und wir schauten alle hinaus auf den Ärmelkanal.

Ich dachte an Marthas Stimme, daran, wie sie meinen Namen gesagt hatte. Die Worte in meinem Kopf waren alle zerknüllt und schwer wie nasse Handtücher. Ich versuchte mich zu erinnern, wann ich zum ersten Mal gehört hatte, wie sie ihn sagte. War es, als sie mit ihrem Fahrrad zwischen den Beinen dastand, nachdem ich mich vorgestellt hatte? Ich war mir nicht sicher, aber ich sah das Ganze vor mir, als wäre es gestern gewesen. »John«, hörte ich sie sagen. Es war wie mit so vielen Dingen, an die ich mich nicht erinnern konnte, die ich nur fühlte. Ich wusste genau, was ich empfand, wenn sie es sagte. Ich hätte nie gedacht, dass es so aufregend sein könnte, meinen Namen zu hören, aber so war es. Ihre verschiedenen Tonfälle verrieten mir alles, was ich wissen musste. Kurz und scharf, wenn sie sich ärgerte; in der Mitte lang gezogen, wenn sie zärtlich war.

Je mehr ich mich bemühte, es noch einmal zu hören, desto mehr entfernte es sich, wie das ablaufende Wasser.

»Ist sie je dort angekommen?«, fragte das Mädchen.

»Wo?«

»Auf der anderen Seite.«

»Cap Gris-Nez«, sagte ich.

Im Begleitboot hatte ich Hühnerbrühe in einen Becher gegossen, der an einer langen Stange befestigt war, und versucht, ihn ruhig zu halten, während sie gegen die Wellen kämpfte. Sie musste Wasser treten, um mit dem Kopf oben zu bleiben. Meerwasser zu trinken ist keine gute Idee, hatte sie gemeint. Die Kraft in ihren Beinen war nicht zu leugnen. Ich sah die roten Stellen an ihren Schultern, am Hals und unter den Armen, wund vom Salz. Wenn die Veranstalter nicht schockiert gewesen wären, wäre sie nackt geschwommen, hatte sie gescherzt.

»Warum hat sie es getan?«, fragte das Mädchen.

»Weil sie es wissen wollte«, antwortete ich.

Webb hob den Kopf, als wollte er bellen, gab jedoch nur ein gedämpftes Wuffen von sich, und ich sah zu dem Felsvorsprung hinüber, von wo die Freunde des Mädchens ihr Zeichen gaben.

Sie spähte in die Ferne, doch in Anbetracht des Wetters war da nicht viel zu sehen: das trübe Wasser, das vor- und zurückrollte, die Schaumkämme der Wellen, wie Zuckerguss auf der Horizontlinie, alles in Bewegung, tosend und schäumend.

Sie stand auf und ging darauf zu, mit hochoberem Kopf, unbeirrt vom Wetter. Ohne zu zögern ging sie ins Wasser. Sie machte ein paar Schritte, nur bis es ihr über die Knie schwappte, bückte sich und fischte den Koffer heraus. Dann kehrte sie wieder um.

Der Abstand zwischen uns betrug vielleicht vier, fünf Meter, und meine Augen waren noch recht gut. Es hätte alles Mögliche sein können, die Art, wie sie ging, ihre Zielstrebigkeit, ihr Selbstvertrauen, oder vielleicht nur der Anblick des Koffers in ihrer Hand. Oder vielleicht waren es noch ganz andere Dinge.

Es gibt Momente, da ist das Warum nicht mehr wichtig. Warum verlieben wir uns? Warum leben wir, und warum sterben wir? Irgendwann wissen wir plötzlich, dass es nur darum geht, überhaupt etwas zu sein: verliebt, lebendig oder auch tot. Den Jungen ist der



Luxus des Warum geschenkt, den Alten die Weisheit zu erkennen, dass das Warum letzten Endes egal ist.

»Den können Sie nicht hier lassen. So was gilt als Müll«, sagte sie und stellte den Koffer neben Webb.

»Wie war das Wasser?«, fragte ich.

Sie stutzte. »Nass.«

Ich musste lächeln und dachte an die Badewanne, das kalte Wasser und das Salz, das ich für sie geholt hatte. Das kannst du mir nicht abschlagen, hatte Martha gesagt.

Ihre Freunde riefen nach ihr, und sie drehte sich zu ihnen um. Das Mädchen hatte die Hände in die Taschen gestopft, ihre Zähne klapperten, und auf ihrem Gesicht klebten ein paar Haarsträhnen.

»Ich komme schon zurecht«, sagte ich, um sie von dem Gefühl der Verpflichtung zu befreien, doch sie ging nicht.

»Warum sehen Sie mich so an?«, fragte sie.

Ich wollte ihr sagen, dass sie aussah wie meine Frau. Die Art, wie sie aufs Meer hinausschaute, die Augen ein wenig zusammenkniff, wenn sie etwas aufmerksam musterte, und wie das nasse Haar auf ihren Wangen lag. Ich wollte ihr sagen, dass sie mich, wenn auch unabsichtlich, quälte und das hohle Gefühl in meinem Innern, das mich ständig begleitete, noch verstärkte. Ich vergaß oft den Grund für dieses Gefühl, und wenn er mir dann wieder einfiel, war es so schmerzhaft wie beim ersten Mal. Es war ein Gefühl, das mir den Atem aus der Lunge sog, ein Gefühl, das sich anfühlte, als würde ich ertrinken.

»Geh«, sagte ich. »Bitte.«

Als sie weit genug den Strand hinuntergegangen war, drehte ich mich zu der Stelle, wo sie gesessen hatte, und grub ein Loch in den Sand unter den Kieseln. Als es groß genug aussah, öffnete ich den Koffer und nahm heraus, was noch darin war: die Kekse und die Land- und Seekarten. Ich schüttete die Kieselsteine, die ich vor Webbs Übermut gerettet hatte, obendrauf, überlegte es mir im letzten Moment jedoch anders. Ich hob diejenigen auf, von denen ich meinte, dass es ihre waren, und gab noch ein paar dazu, sodass es wieder zehn waren.

Zehn Steine für zehn Durchquerungen.

Ich betrachtete die handschriftlichen Notizen auf der einen Karte. Da stand etwas über die Strömungen, und an der schmalsten Stelle zwischen England und Frankreich hatte Martha »Straße von Dover« dazugeschrieben.

Unser Küchentisch war oft mit diesen Karten bedeckt gewesen. Wenn sie eine Durchquerung plante, fuhr Martha zahllose Male mit dem Finger über die Route, die sie schwimmen wollte – die kleinen Sandkörner unter ihren Nägeln hatten die Oberfläche mattiert wie die Schale eines Eis –, prägte sich den genauen Verlauf ein und schrieb jedes noch so winzige Detail daneben, das sie aus den häufigen Gesprächen mit den Fischern aufgeschnappt hatte. Hier Felsen, dort Algenknäuel. Alles war in blauer Tinte und ihrer ordentlichen Schreibrschrift notiert, derselben Schrift, die auf den Karten war, die sie mir zu Geburts- und Jahrestagen gab und manchmal auch einfach so, als überraschendes Zeugnis ihrer Zuneigung. Ihre Schrift war auf zahllosen Listen, Erinnerungszetteln und Nachrichten, die sie auf die Rückseite alter Briefumschläge geschrieben oder auf dem Tisch liegen gelassen hatte, und jedes Mal, wenn ich daran dachte, sah ich: Lieber John. John, Lieber.

Ich grub die Finger in den Sand und die Kiesel und schaufelte beides in das Loch im Boden. Dann trat ich mit den Füßen noch mehr Sand und Kiesel auf das, was von ihr übrig war, um sie aus den Augen zu bekommen.

»Du musst hierbleiben«, sagte ich.

Als ich aufstand, folgte Webb mir, und wir gingen gemeinsam nach Hause. Ich machte mir nicht die Mühe, das Seil wieder an seinem Halsband zu befestigen; wir waren zwei alte Männer, die im Regen heimwärts trotteten.

Es war schon fast dunkel, als wir in unsere Straße einbogen, und Webb bellte ungeduldig, während ich vor der Tür stand und nach dem Schlüsselbund suchte. Er war in keiner von meinen Taschen, weder im Mantel noch in der Hose, und ich fragte mich, wie ich es fertiggebracht hatte, ohne ihn loszugehen. Und dann sah ich nach unten und stellte fest, dass ich noch meine Hausschuhe anhatte.

Ich blickte nach nebenan und betete, dass dort Licht brannte und Henry einen Zweitschlüssel hatte. Der Gedanke, mich mit ihm unterhalten zu müssen, erschöpfte mich, aber mir blieb nichts anderes übrig; entweder das, oder ich würde im Garten schlafen müssen.

Der flackernde bläuliche Schein des Fernsehers war zu sehen, begleitet nur von einem schwachen Lichtschimmer irgendwo in der Küche.

Ich klingelte, und als er die Tür aufmachte, sagte ich nur: »Schlüssel?«

»Kommen Sie erst mal ins Trockene«, sagte er und trat zur Seite. »Gehen Sie durch ins Wohnzimmer, John, ich bringe Ihnen eine Tasse Tee.«

Ich wollte mich nicht hinsetzen, und ich wollte auch keinen Tee, aber Webb schien das Angebot eines warmen, trockenen Zimmers, in dem er sich niederlassen konnte, sehr einladend zu finden und schob sich an mir vorbei in die Dunkelheit. Obwohl unsere Häuser den gleichen Grundriss hatten, herrschte in unserem eine Helligkeit, die Henrys nicht aufwies. In seinem Haus hatte man den Eindruck, dass es selbst an einem strahlenden Sonnentag noch dunkel wirken würde. Es war vollgestellt, kalt und ungemütlich.

Ich schaute mich um, sah aber keine Fotos von einer Frau, Kindern oder sonstigen Verwandten. Es gab überhaupt keine Fotos. Martha sorgte dafür, dass die Gesichter unserer Familie nie weit weg waren. Henry hatte einen großen Spiegel über dem Kaminsims, in dem ich mich erblickte. Ich war krummer, als ich mich in Erinnerung hatte. Wenn ich an mich selbst dachte, sah ich mein Gesicht als eine Mischung aus der Zeit, als Martha und ich geheiratet hatten, und aus der einige Jahre später, als die Kinder noch zur Schule gegangen waren, aber mein Spiegelbild sagte etwas anderes. Meine Augenbrauen hatten sich selbstständig gemacht und wucherten über meiner Brille hervor wie ungepflegte Hecken, die wenigen Haare, die ich noch hatte, klebten mir vom Regen auf dem Kopf, und die natürliche Schlankheit, mit der ich immer schon gesegnet war, ließ mein Gesicht hager und ausgemergelt wirken.

Henry kam mit einem Tablett voll Teesachen herein und stellte es auf dem Tisch ab. Er sah mich erwartungsvoll an.

»Geben Sie mir Ihren Mantel«, sagte er und kam auf mich zu, als wollte er mir heraushelfen.

»Lassen Sie nur, das geht schon so.«

»Er ist völlig durchnässt.«

Das stimmte, aber ich hatte nicht die Kraft, den Mantel selbst aus-zuziehen, und wollte nicht, dass Henry mir half. Ich setzte mich in einen Sessel und er sich aufs Sofa.

»Sie waren also wirklich am Strand«, sagte er.

Offenbar sah ich verwirrt aus, denn er zeigte auf meine Hausschuhe, die mit Sand bedeckt waren. Es ist eine Sache, sich selbst bei einem peinlichen Versehen zu ertappen, aber eine ganz andere, wenn es jemand wie er tut.

»Hab ich auch schon gemacht«, sagte Henry. »Bin während der Halbzeit zu dem kleinen Laden gegangen, um noch ein paar Bier zu holen. Hätte es gar nicht gemerkt, wenn ich nicht in Kaugummi getreten wäre. Hätte mir fast den Teppich ruiniert, aber immerhin hat Arsenal gewonnen.«

So, wie er lachte, hatte ich den Eindruck, er hatte sich das nur ausgedacht. Ich wollte nicht hier in seinem Haus sitzen. Ich konnte nicht. Ich hatte das Gefühl, dass es etwas Dringendes zu erledigen gab. Der Raum kam mir immer beklemmender vor, und ich stützte mich auf die Sessellehnen, um aufzustehen.

»Bleiben Sie doch«, sagte er.

»Ich muss gehen.«

»Warum?«

»Da ist etwas, das ich erledigen muss.«

»Nämlich?«

Stotternd suchte ich nach den richtigen Worten, die mich aus seinen Klauen befreien würden. »Martha braucht mich.«

Henry füllte zwei Becher mit Tee und gab Milch hinzu. »Zucker?«

Ich antwortete nicht, und er reichte mir einen Becher.

»John«, sagte er. »Sie ist nicht ...« Er seufzte und lehnte sich auf dem Sofa zurück. »Trinken Sie Ihren Tee.«